

Philosophische Horizonte

Mein Weg zur Philosophie

Das Wort „Horizonte“ stammt aus dem Griechischen: *horizein* bedeutet „begrenzen“. Wir bezeichnen beim Blick in die Ferne den Horizont als die feine Grenzlinie zwischen Himmel und Erde. Sie existiert nicht wirklich, Himmel und Erde berühren sich nicht, sondern gehen nahtlos ineinander über, aber unsere Augen haben das Bedürfnis, Oben und Unten voneinander abzutrennen – und dann die Trennung gleich wieder aufzuheben, wie es der Dichter Joseph von Eichendorff in seinem Gedicht *Mondnacht* tut mit den Versen: „Es war / Als hätt' der Himmel / Die Erde still geküsst.“

Die als Horizont markierte Grenze ist nicht fest. Sie lässt sich verschieben, nach oben und nach unten, nach vorn und nach hinten. Deshalb können wir von einer Horizonterweiterung sprechen, oder dass etwas unseren Horizont übersteigt, wenn er zu eng begrenzt ist. Nur *hinter* den Horizont können wir nicht gehen, obwohl Udo Lindenberg genau dies in einem Song behauptet: „Hinterm Horizont geht's weiter.“ Doch jeder Schritt auf den Horizont zu entfernt ihn im gleichen Maß. Es gibt kein Dahinter, es sei denn, wir können uns von der Erde lösen und in die Lüfte schwingen, wie dies die Schlussverse in Eichendorffs Gedicht schildern: „Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus / Flog durch die stillen Lande / Als flöge sie nach Haus.“

Die Luft hat keine Grenzen, und die Seele braucht keinen Kompass, hat sie doch ihr Ziel in sich selbst, das sie nur zu umkreisen braucht, um bei sich selbst anzukommen. Doch Udo Lindenberg hat trotzdem recht, wenn man ihm weiter zuhört. Denn auf „Hinterm Horizont geht's weiter“ folgt: „Ein neuer Tag beginnt.“ Was da unabhängig von uns weiter geht, ist die Zeit. Sie schreitet ohne unser Zutun nach dem immer gleichen Muster fort, lässt uns am Ende der Nacht einen neuen Tag erblicken, den aber nur wir mit Sinn erfüllen und damit zu *unserem* Tag machen können.

Ich gehe davon aus, dass Sie heute etwas über meinen speziellen Horizont erfahren möchten, wie und wodurch er sich gebildet, hier und da erweitert, gelegentlich auch verengt hat. Ich habe 35 Jahre lang Philosophie gelehrt, zuerst nach der Promotion als wissenschaftliche Assistentin an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, dann als Dozentin an der LMU in München, schließlich 20 Jahre als ordentliche Professorin an der Universität Basel. Was vielleicht verwundert: Ursprünglich hatte ich mit Philosophie überhaupt nichts am Hut, ich wusste nicht einmal, worum es dabei geht. Zwar habe ich in meiner Geburtsstadt Düsseldorf 9 Jahre lang ein humanistisches Gymnasium besucht, aber Philosophie wurde dort weder unterrichtet noch als Wahlfach angeboten. Ich wollte nach dem Abitur etwas mit Sprachen machen und

ging deshalb nach Saarbrücken, weil es an der dortigen Universität ein renommiertes Dolmetscher-Institut gab. Ein Jahr lang erweiterte und vertiefte ich meine englischen, französischen und spanischen Sprachkenntnisse. Allerdings war das, was ich dabei lernte, strikt berufsbezogen, so dass die Texte, die ich übersetzen sollte, mit Kohle, Bergbau, Flugzeugkonstruktionen und Börsenberichten zu tun hatten – lauter Dinge, die mich nur mäßig interessierten. Wir wurden schon früh zu internationalen Konferenzen beigezogen, um die fremdsprachigen Reden zu übersetzen. Was mich beim Simultan- und Konsekutivdolmetschen besonders nervte, war das rhetorisch aufgebrezelte, aber inhaltlich nichtssagende Geschwafel vieler Politiker und Gewerkschaftsbosse.

Das Gefühl, dabei auf die Dauer zu verblöden, ließ mich dieses Studium abbrechen, und meine Sehnsucht nach anspruchsvoller Literatur führte mich an die Philosophische Fakultät, wo ich mich in die Anglistik, Amerikanistik und Germanistik stürzte. Also immer noch keine Philosophie. Dafür nach 4 Semestern ein tolles Promotionsangebot seitens des Anglistikprofessors, der mich ermunterte, eine Dissertation über Virginia Woolf zu schreiben, als er merkte, wie sehr mich deren Romane fesselten. Virginia Woolf, 1882 in London geboren, 1941 durch Suizid verstorben, war in der Londoner Literaturszene hoch angesehen. Was mich an ihren Romanen – wie *Mrs. Dalloway* oder *To the Lighthouse* – faszinierte, war die Art und Weise, wie sie die Ereignisse und die Erlebnisse der fiktiven Personen schilderte: nicht als chronologisches Nacheinander, sondern in einer assoziativen, die Gedankensprünge und blitzartigen Einfälle, die Stimmungen und Eindrücke oder Erinnerungen der Romanfiguren in einer scheinbar zusammenhanglos aneinander reihenden Form.

Man bezeichnet diese Erzählmethode, die Sie vielleicht aus dem Roman *Ulysses* von James Joyce kennen, als *stream of consciousness*. Der Bewusstseinsstrom kennt keine logische oder zeitliche Abfolge, sondern speist sich aus den bunt zusammengewürfelten Versatzstücken und Erinnerungsfetzen eines individuell gelebten Lebens. Diese psychische Gemengelage, in der sich die Selbsterfahrung eines Ich spiegelt, zog mich in seinen Bann. Und das wollte ich genauer untersuchen, auch deshalb, weil sich das mit Bewusstseinsstrom Gemeinte mit meiner eigenen Erfahrung deckte. Im Grunde kennen wir das alle: Während wir uns mit etwas Bestimmtem beschäftigen, schießen uns dabei unvermittelt ganz andere Dinge durch den Kopf. Ich steuere zum Beispiel zielbewusst die Post an, um ein Paket aufzugeben. Der intensive Geruch einer Linde lässt mich innehalten, und sofort steigt in mir das Bild jener Linde auf, die unter meinem Fenster im Innenhof des damaligen Philosophischen Seminars auf dem Nadelberg stand und einen so betörenden Duft verströmte, dass ich das Fenster schließen musste. Ich gehe weiter, und plötzlich heulen die Sirenen. Der Alarm war als Test angekündigt, trotzdem zuckte ich erschrocken zusammen und stürzte in den nächsten Hauseingang. Die Erinnerung an den lange zurück liegenden Zweiten Weltkrieg, in dem ich als Kleinkind bei jedem Sirenengeheul rasch in den Keller laufen musste, wobei einmal eine Bombe in den oberen Teil des Hauses krachte, hat sich meinem Gedächtnis eingebrannt.

Wie Virginia Woolf solche eben nicht in einem kontinuierlich verlaufenden Zeitstrom verorteten, sondern im Strom des Bewusstseins assoziativ sich einstellenden Erlebnisse literarisch miteinander verknüpft, so dass die Einzigartigkeit einer Person hervor tritt – das fand ich spannend. Und hier kam nun zum ersten Mal Philosophie ins Spiel. Der in Virginia Woolfs Londoner Haus regelmäßig zusammentreffende Literaturclub nannte sich *Bloomsbury Group*. Man diskutierte viel und las gemeinsam Bücher, auch solche, die für den *stream of consciousness*-Stil relevantes Material enthielten. Als wichtiger Autor, über den in der *Bloomsbury Group* debattiert wurde, galt der Philosoph Edmund Husserl (1859-1938), der Begründer der so genannten Phänomenologie und der Lehrer Martin Heideggers. Also lieh ich mir Husserls Schriften aus und versuchte, seine Thesen zu verstehen: die These von der Intentionalität des Bewusstseins, dass das Bewusstsein immer Bewusstsein von *etwas* ist, eben von jenen Phänomenen, deren Wesen zu ergründen war.

Je mehr ich las, desto weniger verstand ich. Hatte ich anfangs noch Husserls Aufruf „Zu den Sachen selbst!“ begrüßt, wurden seine Ausführungen für mich immer abstrakter, weit weg von den „Sachen“, denen in einem radikalen Abstraktionsprozess erst die Haut, dann das Fleisch abgezogen wurde, bis am Ende das bloße Gerippe übrig blieb. So geht es einem, wenn man ohne Vorkenntnisse des philosophischen Jargons in philosophische Texte einsteigt. Ich beschloss, dass Husserl nur als Fußnote in meine Dissertation eingehen würde, und wandte mich wieder den Romanen von Virginia Woolf zu. Doch dann meinte mein anglistischer Doktorvater, es wäre besser, wenn ich vor der Promotion ein Staatsexamen in englischer und deutscher Literatur ablegen würde, um für alle Fälle als Gymnasiallehrerin einen Brotberuf ausüben zu können. Das klang vernünftig und erforderte keinen allzu großen Mehraufwand.

Doch da gab es im Vorfeld eine kleine Hürde. Und nun kommt die Philosophie erneut ins Spiel. Als Bedingung für die Zulassung zum Staatsexamen verlangten die Behörden eine Zwischenprüfung, das so genannte Philosophicum. Ach Gott, dachte ich, nicht schon wieder Husserl und Konsorten. Ich besuchte ergeben ein philosophisches Anfänger-Seminar und hörte mir dort an, wie der Dozent eine Stunde lang über den Satz „Das Ich setzt sich“ redete. Es ging um Johann Gottlieb Fichte, den ersten der drei deutschen Idealisten vor Schelling und Hegel. „Das Ich setzt sich. ... Und indem es sich setzt, setzt es sich ein Nicht-Ich entgegen.“

Ich dachte, der Mann spinnt, da ich keine Ahnung hatte, dass mit dem Satz etwas Einfaches, ja fast Banales gemeint war: Das Ich positioniert sich, es bezieht Stellung und bestimmt sich selbst als Ich; und indem es sich selbst bestimmt, grenzt es sich von etwas ab, das nicht es selbst, nicht Ich und insofern Nicht-Ich ist. Ratlos besuchte ich eine Vorlesung über die abendländische Metaphysik, mit der ein frisch nach Saarbrücken berufener Professor seine Stelle antrat. Es ging um das Sein des Seienden, insofern es ist. Ich wurde richtig böse über diesen Quatsch. Als ich hinterher zu ihm ging, um meinem Ärger Luft zu machen und ihm sagte, ich wäre doch sehr erstaunt, dass man für so einen Unsinn auch noch bezahlt würde, lachte er und meinte, ich müsste mich mal ernsthaft in philosophische Fragestellungen einarbeiten, um ihren Sinn zu verstehen.

Husserl, Fichte, Metaphysik? Eine nähere Beschäftigung damit reizte mich überhaupt nicht. Aber ich musste ja durch die Prüfung kommen. Schließlich fand ich dann doch einen Einstieg in eine Philosophie, die mir Spaß machte. Ich hatte nämlich aus einer Laune heraus einen 2-semesterigen Crash-Kurs in Altgriechisch angefangen, um mein großes Latinum durch das Graecum zu ergänzen. Beide alten Sprachen gehörten nach meinem Verständnis zu einer abendländisch geprägten Bildung. Anstatt nun wie im Griechisch-Kurs die öden Xenophon-Texte zu übersetzen, in denen es ausschließlich um Kriegsführung, Feldzüge, Schlachten und Waffenarten ging, vertiefte ich mich in Platonische Dialoge. Und plötzlich war ich angefressen, von der Figur des Sokrates, der auf den Markt ging und sich dort mit Bürgern der Polis über Wahrheit, Tugend und Gerechtigkeit unterhielt, durchaus anspruchsvoll und nicht immer leicht verständlich, aber anregend, weil am Ende keine endgültige Antwort auf die gestellten Fragen herauskam, sondern alles offen blieb und man selbst herausgefordert war, sich auf den Dialog einzulassen, die jeweils vorgetragenen Argumente zu prüfen und durch eigene Überlegungen zu ergänzen oder zu widerlegen. Was mich bei Platon aber besonders ansprach, waren die vielen Mythen und Bilder, mit denen abstrakte Gedankengänge veranschaulicht wurden. Im berühmten Höhlengleichnis zum Beispiel steht die Höhle für den menschlichen Körper, in dem die Seele gefangen ist und aus der Dunkelheit der Leibeshöhle ans Licht der Vernunft drängt. So nistet die nach Klarheit dürstende Seele sich gleichsam im Kopf ein und entfaltet darin im Licht der Vernunft ein geistiges Ideenreich, das als Orientierungshilfe für das irdische Dasein fungieren soll.

Außer einem philosophischen Autor wurde für die Prüfung noch ein systematisches Gebiet der Philosophie verlangt. Ich entschied mich für die Ästhetik als die Lehre vom Schönen. Das lag für mich als Literaturwissenschaftlerin nahe, weil sich mit der Vorstellung des Schönen eine sinnliche Qualität verband, eine Art Überschuss über das bloße Denken hinaus. Auf meinem Schreibtisch lag ein Kaleidoskop, durch das ich immer gern schaute, wenn mir beim Schreiben von Referaten nichts mehr einfiel. Dieses Kaleidoskop wurde für mich zum Bindeglied zwischen Literatur und Philosophie. Das Wort *Kaleidoskop* setzt sich aus drei griechischen Wörtern zusammen: *kalos*, *eidos* und *skopeo*: *kalos* bedeutet „schön“, *eidos* „Idee“ und *skopeo* „umherblicken“. Wenn Sie durch ein Kaleidoskop schauen, erblicken Sie ein wohl geformtes Gebilde, das oft an ein Kirchenfenster erinnert. Dieses wunderschöne Kunstwerk verdankt sich etwas an sich selbst überhaupt nicht Schönerem: bunten Glassplittern und Scherben, die nicht zusammenpassen. Sie erinnerten mich an die Erlebnisfetzen im Bewusstseinsstrom, aus denen Virginia Woolf die Geschichte einer Person als ein in sich stimmiges Ganzes erzeugte. Die Idee, die im Konstruktionsprinzip des Kaleidoskops umgesetzt ist durch die Anordnung der Spiegel, ist nichts bloß Abstraktes, sondern sie findet ihre sinnliche Entsprechung in der bunten Vielfalt der durch das Zufallsprinzip kunstvoll arrangierten Glasscherben.

Ich bestand das Philosophicum mit Bravour – nicht zuletzt deshalb, weil ich den Professor eine halbe Stunde lang in Grund und Boden redete, um ihm keine Gelegenheit zu Fragen etwa nach dem Sein des Seienden zu geben. Er sollte nicht merken, dass ich außer Platon und Ästhetik keine Ahnung von Philosophie hatte. Als

er mich dann aufforderte, doch ganz auf die Philosophie umzusteigen, geriet ich in einen Zwiespalt. Wenn ich Philosophie zum Hauptfach machte, brauchte ich für Anglistik und Germanistik nur noch 2 Semester, um sie als Nebenfächer für die Doktorprüfung abzuschließen. So bliebe viel Zeit übrig für die Konzentration auf das Philosophiestudium. Ich schwankte hin und her. Mein anglistischer Doktorvater reagierte äußerst ungehalten, als ich ihn um Rat bat, und verkrachte sich sogar mit meinem potentiellen philosophischen Doktorvater.

Sollte ich würfeln? Aber dann merkte ich, dass ich mich innerlich bereits entschieden hatte: für die Philosophie, das Neue, Unbekannte. Und plötzlich hatte ich nur noch männliche Kommilitonen um mich herum. Philosophie war ein reines Männerfach, ist es in mancher Hinsicht auch heute noch. Die großen Philosophen, angefangen von Platon und Aristoteles, über Kant und Hegel bis hin zu Heidegger und Jaspers waren halt lauter Männer, und das allgemeine Vorurteil, dass Frauen nicht logisch denken könnten, disqualifizierte von vornherein Frauen in der Philosophie. Lange Zeit galt ich als Exotin in den akademischen Kreisen und wurde bei Kongressen und Tagungen meistens misstrauisch beäugt. Aber im Doktorandenkreis meines Doktorvaters und natürlich von ihm selber wurde ich immer ernst genommen, immer wurde mir Mut gemacht, wenn mich Zweifel überfielen und Ängste plagten.

Dass ich in vielem der Literatur treu blieb, lässt sich an meinen Forschungsschwerpunkten ablesen. Es war vor allem die Existenzphilosophie, in die ich mich einarbeitete, deren Vertreter sich nicht mit dem Sein des Seienden oder dem Wesen des Menschen an sich beschäftigten, sondern mit der Frage nach dem Sinn des Lebens von Individuen, die nicht immer Erfolg haben, im Gegenteil oft ihre Ziele verfehlen, in prekären Situationen scheitern, aber trotz aller Ängste, Sorgen und Zweifel nicht aufgeben, sich neu orientieren und beharrlich weiter danach streben, ihr Leben sinnvoll zu gestalten. Über den Begründer der Existenzphilosophie, den dänischen Philosophen Søren Kierkegaard habe ich 1967 promoviert. Das Thema „Geschichte und Ewigkeit“ deutet die Problematik an, die in dem Gegensatz von Körper und Geist steckt. Während der Körper vergänglich ist, schreiben wir dem Geist ein Überdauern des Zeitlichen zu. Aber wie kann man mit körperlichen Mitteln etwas Unvergängliches, Übergeschichtliches erzeugen? Bleibt nach dem Tod wirklich etwas von mir übrig, etwas, das die Griechen *psyche* (Seele) nannten und von dem sie überzeugt waren, dass dieser immaterielle Teil des Menschen unsterblich ist?

Nach der Promotion wollte ich Journalistin werden, mit dem Ziel, am Kulturteil, dem so genannten Feuilleton einer Tageszeitung mitzuwirken. Ich begann ein Volontariat an der Saarbrücker Zeitung, die mich für Regionales einsetzte. Interviews mit Politikern gehörten ebenso zu meiner Aufgabe wie Berichte über Autounfälle, Verbrechen und Sportereignisse. Ende der 60er Jahre gab es noch keine Computer, kein Internet und keine Mobiltelefone. Ich war immer unterwegs mit sauschweren Tonbandgeräten, deren Spulen zum Verheddern der Bänder neigten, und saß oft bis 22 Uhr am Lifeticker, der Agenturmeldungen aus der ganzen Welt verbreitete. Aber mir gefiel der Job, und als mir nach einem halben Jahr eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin am Philosophischen Institut der Universität des Saarlandes angeboten wurde, habe ich lange überlegt, ob ich das machen sollte, zumal mein

philosophischer Doktorvater einen Ruf nach München angenommen hatte und sein gesamter Schülerkreis mit ihm gegangen war, so dass ich mehr oder weniger auf mich gestellt war.

Was mich jedoch reizte, war herauszufinden, ob ich, die ich anfangs so große Mühe mit der Philosophie hatte, die Studierenden für dieses Fach begeistern konnte. Es ging unerwartet gut, die Studierenden hatten weniger Scheu, mit einer 26jährigen, vergleichsweise jungen Dozentin zu debattieren als mit gesetzten älteren Herren, die das damals noch übliche patriarchale Gehabe eines etablierten Professors an den Tag legten. Doch als nach 3 Semestern der Nachfolger meines Doktorvaters nach Saarbrücken berufen wurde, verging mir die Freude an Lehre und Forschung sehr schnell. Er erachtete Frauen als gänzlich ungeeignet für die Philosophie, und entsprechend ungemütlich war das Klima am Philosophischen Institut. Also zurück zur Zeitung?

Da kam der Vorschlag meines Doktorvaters, ebenfalls nach München zu wechseln und mich dort zu habilitieren. Ich bekam für zweieinhalb Jahre ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft und schrieb in München in Rekordzeit meine zweite große philosophische Arbeit, diesmal über eine zentrale Frage der Ethik, nämlich was ein moralisches Urteil ist und wie es sich begründen lässt. Die Ethik wurde neben der Existenzphilosophie mein zweites Standbein in der Philosophie, ebenfalls ein Standbein mit Bodenhaftung, weil auch in der Ethik nicht der Mensch an sich das Thema ist, sondern die Beziehungen zwischen konkreten Individuen, die gewaltlos miteinander verkehren wollen.

1972 erhielt ich, mittlerweile 31 Jahre alt, die *Venia legendi*, die Lehrbefugnis für Philosophie an der Universität München, und war nun Privatdozentin, allerdings ohne feste Anstellung. Eine Uni-Karriere schien mir aussichtslos, nachdem meine Bewerbungsunterlagen für freie Philosophie-Lehrstühle in Deutschland zwar wohlwollend zur Kenntnis genommen, aber rasch beiseite gelegt wurden: zu jung, zu unerfahren und – dies vor allem – kein Mann. Philosophie und Frau, das ging einfach überhaupt nicht. Finanziell über Wasser hielt ich mich mit Übersetzungen von englischer Fachliteratur ins Deutsche und als Editorin für die Herausgabe der Werke Schellings, des mittleren der deutschen Idealisten zwischen Fichte und Hegel.

Mitte der 70er Jahre bekam ich in München unerwartet eine Lebenszeitstelle als Professorin für Philosophie. 1981 kam, noch überraschender, der Ruf an die Universität Basel, wo ich 20 Jahre lang als Ordinaria gewirkt habe, die ersten 10 Jahre als einzige Frau unter lauter Männern. Basel hatte ich vollständig abgeschlossen, nachdem Bewerbung und Einladung zu einem Probevortrag schon mehr als 2 Jahre zurück lagen und ich mir ohnehin nicht vorstellen konnte, dass man in einem Land, in dem es noch Kantone ohne Frauenstimmrecht gab, ausgerechnet auf den alt ehrwürdigen Lehrstuhl von Karl Jaspers eine Frau berufen würde, die überdies mit 38 Jahren vielen Kollegen immer noch zu jung schien und die obendrein ihren Probevortrag in Hose und Pullover gehalten hatte, was in München ganz normal war, den Basler Kollegen aber sehr missfiel, wie ich im Nachhinein hörte. Als jedoch meine damalige Assistentin ein Jahr später einmal einen meiner Kollegen fragte, ob

man immer noch Anstoß an meiner Bekleidung nähme, habe der gesagt: „O Gott nein, die Frau Pieper kann sogar nackt in die Fakultätssitzungen kommen. Das würde uns überhaupt nicht stören.“

Für die Basler Vorlesungen und Seminare erarbeitete ich mir im Lauf der Jahre ein breites Spektrum quer durch die Geschichte der Philosophie. Auch das Sein des Seienden war bei mir mittlerweile hoffähig geworden. Anfangs – zu Beginn der 80er Jahre – hatte ich überwiegend männliche Studierende, doch nach und nach kamen immer mehr Frauen, zuletzt – um die Jahrtausendwende – war das Geschlechterverhältnis etwa halbe-halbe.

In der Forschung baute ich meine beiden Schwerpunkte Existenzphilosophie und Ethik weiter aus. Ich veröffentlichte Bücher über Nietzsches *Zarathustra* und über Camus' Werk. Diese beiden Autoren liebte ich ganz besonders, weil sie nicht nur aufregende philosophische Texte, sondern eben auch wunderbare literarische Werke verfasst haben: Aphorismen, Gedichte, Erzählungen, Romane. Was die Ethik anbelangt, so hat mein Buch *Einführung in die Ethik* zahlreiche Aktualisierungen erlebt, letztes Jahr ist die 7. Auflage erschienen. Es wird vor allem in Deutschland in vielen Schulen beim Ethik-Unterricht eingesetzt. Ein kleines Buch über Gut und Böse und viele Abhandlungen über ethische Probleme in Fachzeitschriften ergänzten meine Beiträge zu Ethik und Moral.

Schließlich habe ich noch ein Buch über das Glück geschrieben, mit dem Titel *Glückssache. Die Kunst gut zu leben*. Im Begriff des Glücks vereinen sich alle großen existenziellen Themen, die um Lebenskunst und den Sinn des Lebens kreisen. Aber eine Glücksformel, die für jedermann verbindlich ist, lässt sich nicht finden. Auf die Frage, was Glück ist, gibt es letztlich nur individuelle Antworten, die je nach Alter, Geschlecht, Lebensumständen und so fort variieren. Das ist auch bei den Dichtern und Philosophen nicht anders. Hierzu drei Beispiele: Albert Camus hat den Sisyphosmythos neu interpretiert. Er bezeichnet Sisyphos ausdrücklich als einen glücklichen Menschen, obwohl der Tag für Tag dieselbe demotivierende Erfahrung macht, nämlich dass der Felsbrocken, den er gemäß dem Verdikt der Götter unablässig einen Berg hinauf wuchten muss, immer wieder ins Tal hinab rollt. Sein Glück besteht laut Camus darin, dass Sisyphos an der Vergeblichkeit seines Tuns nicht verzweifelt, sondern den Sinn seines Lebens woanders sucht, nämlich im Gehen des Weges und nicht im Liegenbleiben des Steins auf dem Berggipfel, wie es die Götter vorgesehen hatten. Jeder Schritt, mit dem er es schafft, den Stein von der Stelle zu bewegen, ist für ihn ein Erfolg, es glückt ihm also, seinen Weg zu gehen. Dass es kein endgültiges Ankommen für ihn gibt, quält ihn nicht mehr, denn das hat nicht er zu verantworten.

Das zweite Beispiel für ein ganz anderes, völlig unangestregtes Glück vermittelt Nietzsches Gondellied, in dem seine Liebe zu Venedig ihren Ausdruck findet.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:

Goldener Tropfen quoll's
 Über die zitternde Fläche weg.
 Gondeln, Lichter, Musik –
 Trunken schwamm's in die Dämmerung hinaus ...
 Meine Seele, ein Saitenspiel, sang sich, unsichtbar berührt,
 heimlich ein Gondellied dazu,
 zitternd vor bunter Seligkeit.
 – Hörte jemand ihr zu? (KSA 6, 291)

„Zitternd vor bunter Seligkeit“ – Nietzsche beschreibt ein Glück, das Körper und Seele gleichermaßen erschüttert und so das erlebende Individuum sinnlich und geistig ganz erfüllt.

Wieder eine andere Vorstellung vom Glück finden wir bei Heinrich Heine:

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, lässt er mich die Freude erleben, dass an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt – ja, man muss seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt werden. (Gedanken und Einfälle, 235)

Heines Glücksvorstellung zeugt von Schadenfreude, wörtlich: von einer Freude, jemandem Schaden zuzufügen, und zwar jemandem, der auch mir Schaden zugefügt hat. Da *ich* allerdings noch lebe, scheint es unverhältnismäßig, meinen Feinden den Tod zu wünschen. Aber die meisten von uns haben es sicher schon erlebt, dass allein die Vorstellung, meine Feinde erlitten ein gewaltsames Ende, Glücksgefühle hervorbringt, die mich mit dem, was sie mir angetan haben, versöhnt. Dass sie tatsächlich sterben, wünschen wir uns nicht wirklich. Die Phantasie erweist sich somit als ein probates Mittel zur Entschärfung der Qualen, die unfreundliche Mitmenschen uns bereiten.

Wo spüren wir das Glück, wenn wir glücklich sind? Mir scheint, wir können unterschiedliche Formen des Glücks an unseren Körperregionen festmachen. Es gibt ein *Glück des Kopfes*, das sich zum Beispiel einstellt, wenn eine komplizierte Rechenaufgabe gelöst ist, oder wenn es gelungen ist, die Lösung eines Rätsels oder eines wissenschaftlichen Problems zu finden. Das *Glück des Herzens* ist mit starken Gefühlen verbunden: wie Liebe, Freundschaft, Mitleid. Das *Glück des Bauches* ist das Genussglück, wie Heine es angesprochen hat: gute Mahlzeiten und Getränke, ein bequemes Bett, hinzu käme noch die Erfüllung sexueller Bedürfnisse. Schließlich kann man auch noch von glücklichen Extremitäten sprechen: Eine *glückliche Hand* etwa hat jemand, der einen grünen Daumen oder handwerkliches Geschick besitzt. Und von *glücklichen Beinen* kann bei sportlichen Betätigungen die Rede sein, wie etwa in dem Lied *Das Wandern ist des Müllers Lust*. Rundum glücklich ist man, wenn einem das Glück durch und durch geht, wenn also sämtliche Körperregionen – Kopf,

Herz, Bauch, Hand und Fuß – rational, emotional, affektiv und mobil – miteinander im Einklang sind.

Die Basler Jahre waren für mich beruflich erfüllt, aber sehr anstrengend, weil zu Lehre und Forschung noch die Mitwirkung in unzähligen Gremien hinzukam; eine starke Belastung, da es immer hieß: Wir brauchen dringend eine Frau, und diese Frau war in Ermangelung anderer Frauen: ich. Ich saß in diversen Universitätsausschüssen, in jeder Menge Ethik-Kommissionen, wurde zu öffentlichen Hearings über gesellschaftspolitische Fragen wie Reproduktionsmedizin, Gentechnologie, Ökologie beigezogen, arbeitete mit in einer Prospektivkommission des Großen Rats der Stadt Basel, die eine neue Verfassung konzipierte. Und so fort.

Auf Drängen meiner Studentinnen wandte ich mich Anfang der 90er Jahre der feministischen Philosophie zu, zuerst eher unwillig, da skeptisch, war ich doch über Jahrzehnte an der Universität als Wissenschaftlerin männlich sozialisiert worden. Doch dann fesselten mich unversehens die auf einem hohen intellektuellen Niveau ausgetragenen Diskurse führender amerikanischer und französischer Philosophinnen, die mich erahnen ließen, dass all die Schwierigkeiten, die ich mit der Philosophie gehabt hatte, auch etwas mit der Dominanz der männlichen Perspektive der klassischen Philosophen zu tun hatten. Ich stellte die von den Philosophinnen ins Zentrum gerückte weibliche Perspektive im Bereich der Ethik in einem Buch dar, dessen Titel bei manchen meiner Kollegen für heftiges Stirnrunzeln sorgte: *Aufstand des stillgelegten Geschlechts*.

Was mir bei den gemäßigten Vertreterinnen einer feministischen Ethik gefiel, war die Art und Weise, wie sie in der Geschlechterdebatte den Gegensatz zwischen männlicher und weiblicher Perspektive darstellten, nicht als ein feindliches Gegenüber: hier die Täter/Unterdrücker, da die Opfer/Unterdrückten. Anhand von Kippfiguren versuchten sie zu zeigen, dass es unterschiedliche Präferenzen gibt, die aber grundsätzlich aufeinander bezogen bleiben, ja sich sogar ergänzen, so dass keine beanspruchen kann, die bessere und damit wertvollere Sichtweise zu repräsentieren. Nehmen wir als Beispiel die Hase-Enten-Figur. Man sieht nie beide Figuren gleichzeitig, sondern nur nacheinander und manchmal auch nur eine davon. Die andere nimmt man erst wahr, wenn man auf sie aufmerksam gemacht wird. So ergänzen sich auch männliche und weibliche Perspektive. Sie liefern trotz ihrer unterschiedlichen Sichtweisen gleichberechtigte Deutungen des Menschseins. Es hat sich zum Beispiel herausgestellt, dass sich Männer zur Lösung moralischer Konflikte vorzugsweise auf das Gerechtigkeitsprinzip berufen, während Frauen in der Regel dem Fürsorgeprinzip den Vorrang geben.

Wie selbstverständlich die männliche Perspektive die allein maßgebliche war und oft noch ist, möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen. Es gibt eine Zeichnung des Schweizer Malers Johann Heinrich Füssli (1741-1825; lebte in London, das Bild hängt in der Nottingham Galerie) mit dem Titel „Brunhild betrachtet den von ihr gefesselt aufgehängten Gunther“. Es geht um die im *Nibelungenlied* erzählte Vorgeschichte zu dieser Darstellung. Brunhild, die nur dem Mann gehören will, der sich ihr im Zweikampf als überlegen erweist, wird von Gunther besiegt. Aber Gunther hat dies

nur deshalb geschafft, weil Siegfried ihm unsichtbar unter der Tarnkappe geholfen hat. Brunhild, die ahnt, dass es bei Gunthers Sieg nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, fesselt ihn in der Hochzeitsnacht und hängt ihn mit ihrem Gürtel an einem Nagel auf.

Diese Szene finden wir auf der Zeichnung. Es verhält sich dabei alles umgekehrt, als es die Geschlechterklischees behaupten. Nicht der Mann überwältigt die Frau, sondern die Frau ist die Stärkere, dem Mann physisch Überlegene. Wie ein Stück Fleisch am Metzgerhaken hängt Gunther dort, ohnmächtig und würdelos, ein muskulöser nackter Körper, während Brunhild mit allen Attributen der Weiblichkeit in lässiger Pose ebenfalls nackt auf ihrem Himmelbett ruht, zart umhüllt von dessen Schleiern. Halb über die Schulter gewendet schaut sie auf das gebändigte Kraftpaket, das seinerseits die ihm unerreichbare Frau anblickt. Man könnte diese Szene als eine ironische Umkehrung des Geschlechterklischees deuten.

Doch ein Kommentator schreibt zu diesem Bild: „Und Brunhild hat den nackten Gunther, der sich in ihre Arme mogeln wollte, an Armen und Beinen so an die Decke gehängt, dass sie von ihrem Lager aus bequem zwischen seine Beine blicken kann.“ (Gottfried Knapp, SZ vom 24. 11. 1997) Mir scheint diese Beschreibung höchst aufschlussreich, ist es doch eine typische Männerphantasie, die im Bild und in diesem Kommentar ihren Ausdruck findet. Brunhild hat nach dem von Gunther auf unfaire Weise gewonnenen Zweikampf ihre Stärke auf eine für den Mann erniedrigende Weise demonstriert. Diese Umkehrung der Geschlechterrollen wird im *Nibelungenlied* tatsächlich geschildert.

Aber umgesetzt wird diese Schilderung von Maler und Kommentator aus der Optik des Mannes, der Brunhildes Blick als gleichsam männlichen, auf das Geschlecht gerichteten Blick gestaltet. Ein Mann, der sich so demütigend den Blicken einer Frau preisgegeben sieht, hat seine Männlichkeit verloren, er ist auf ein Stück Fleisch reduziert, das begafft und als reizlos ausgemustert wird. Genau dies ist jedoch der Blick, mit dem gewöhnlich Männer Frauen bezüglich ihrer Reize taxierten und als begehrenswert oder unattraktiv einschätzten. Entscheidend ist dabei das Sexuelle. Füssli und sein Kommentator lassen also Brunhild Gunther mit den Augen eines Mannes betrachten und unterstellen ihr damit ein rein sexuelles Motiv, um die Verachtung ihres männlichen Gegenübers, dessen Potenz versagt hat, zum Ausdruck zu bringen.

Die Fixiertheit auf die Sexualität im Auge des männlichen Betrachters, hatte – wie dieses Beispiel zeigt – zur Folge, dass Frauen vorgeschrieben wurde, wie sie Männer zu sehen hatten: als rechtmäßige Besitzer der Körper von Frauen, die als den Männern physisch und geistig unterlegene Wesen sich den als ihre Beschützer aufspielenden Mitgliedern des männlichen Geschlechts zu unterwerfen hätten. Da ihnen Bildungsmöglichkeiten vorenthalten wurden und die ihnen auf den Leib geschriebenen Geschlechtsrollen ein selbstbestimmtes Leben verunmöglichten, verwundert es nicht, dass Frauen bis in die heutige Zeit dem männlichen Konstrukt von Weiblichkeit gehorchen, das sie über Jahrtausende hinweg internalisiert haben. Erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts begannen sie damit, sich nicht länger einem Bild

anzupassen, durch welches Männer Weiblichkeit definierten, und es durch eigene, dem weiblichen Selbstverständnis angemessenere Definitionen zu ersetzen.

Kurz nach meinem 60. Geburtstag habe ich 2001 meine Tätigkeit als Philosophieprofessorin beendet, obwohl ich nach dem damaligen Beamtenrecht noch bis 70 hätte lesen dürfen. Aber ich fand, 40 Jahre in und an der Uni sind genug, es gibt auch noch ein Leben außerhalb der Uni, zumal die überhand nehmenden administrativen Pflichten die Zeit für meine eigentliche Aufgabe – Lehre und Forschung – immer mehr einengten.

Ich hatte schon länger festgestellt, dass viele Menschen sich für Philosophie interessierten, und so begann ich unter dem Slogan „Philosophie fürs Volk“ eine rege Vortragstätigkeit im gesamten deutschen Sprachraum. Dabei bevorzugte ich anstelle des akademischen Fachjargons die Alltagssprache. Angefragt wurde ich zu Themen, die uns alle irgendwann beschäftigen, Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach der Wahrheit, nach Gerechtigkeit und Solidarität, Freiheit und Menschenwürde und eben nach dem Glück zum Beispiel. Daneben verfasste ich regelmäßig Kolumnen für Tageszeitungen und Zeitschriften, moderierte über zwei Jahre die *Sternstunden Philosophie* im Schweizer Fernsehen: mit Gesprächspartnern, die ich mir selbst aussuchen durfte. Außerdem wirkte ich in einer Reihe von Radiosendungen in der Schweiz und in Deutschland mit. Nach wie vor sitze ich im Stiftungsrat der Karl Jaspers-Stiftung und der Stiftung Nietzsche-Haus in Sils Maria. Einen repräsentativen Querschnitt meiner außerakademischen Beiträge findet sich in dem Buch *Nachgedacht. Philosophische Streifzüge durch unseren Alltag* (2014 im Basler Schwabe Verlag erschienen).

Schließlich bin ich zu meiner alten Liebe zurückgekehrt, der schönen Literatur, und habe mich selbst als Autorin versucht. Drei Romane wollte ich schreiben, einen Liebesroman, einen Krimi und einen Entwicklungsroman. Die ersten beiden sind erschienen: *Die Klugscheisser GmbH* (2006) und *Satans Austreibung* (2010), beide ebenfalls in Basel bei Schwabe publiziert. Der 3. und letzte Roman steht in den Startlöchern. Mal sehen, was draus wird. Ich lasse jetzt alles ein bisschen langsamer angehen. Mit nunmehr 77 Jahren bin ich nicht mehr gern so viel auf Reisen, sitze lieber am Schreibtisch, lasse meiner Phantasie freien Lauf und ziehe für die Nacht mein eigenes Bett allen noch so komfortablen Hotelbetten vor. Ich denke mal, ich befinde mich jetzt im Vorruhestand.